

Auf Distanz gehen!?

Zur Identität der Kirche in der Welt von heute

Hans-Joachim Höhn

Seit der Freiburger Rede von Papst Benedikt XVI. gibt es für die Lehren, die aus dem Vorwurf einer vielfachen „Selbstsäkularisierung“ der Kirche zu ziehen sind, eine neue Lösung: „Entweltlichung“. Sie steht für die Abkehr vom Kurs einer Kirche, die sich in der Gesellschaft selbstgenügsam eingerichtet hat und „sich den Maßstäben der Welt angleicht“. Allerdings zeigt die Debatte um diesen Begriff, dass er von vielen Beteiligten als ein Lösungsvorschlag empfunden wird, der neue Probleme erzeugt. Um ihnen aus dem Weg zu gehen, hat man rasch klargestellt, was der Papst nicht gemeint haben kann: Abschaffung von Kirchensteuer und staatlichen Dotationen, Aufgabe des Status als Körperschaft öffentlichen Rechts. Nicht nur in den Führungs- und Funktionärsetagen, sondern auch an der Kirchenbasis will sich kaum jemand den Begriff zu Eigen machen. Die politisch und sozial engagierten Kreise befürchten, dass damit der Aufruf zum Rückzug aus der Sozial-, Bildungs- und Medienarbeit der Kirche verbunden ist. Wo und wie soll die Kirche in der modernen Welt dann noch antreffbar sein? Die strukturkonservativen Zirkel wissen, dass eine umfassende „Entweltlichung“ nicht ohne Statusverluste durchführbar ist. Sie wünschen sich aber eine Kirche, die Eindruck macht auf die Welt und ihr imponiert. Eine weltabgewandte Kirche wird dies nicht erreichen können.

Entweltlichung – mögliche Deutungen

Dass der Begriff „Entweltlichung“ kaum jemandem behagt, ist jedoch auch irritierend. Denn eigentlich erweist er sich als anschlussfähig für nahezu jedes spirituelle Programm und jede kirchenpolitische Position. Kommt er nicht jenen religiösen Suchbewegungen entgegen, denen es um Mystik statt Politik und daher um die Transzendenz alles Innerweltlichen geht? Dringt er nicht auf die Kündigung jeder Solidarität mit den Machthabern dieser Welt als Voraussetzung der von sozialkritischen Christen eingeklagten Solidarität mit den Unterprivilegierten? Ist er nicht ein mögliches Synonym der „Option für die Armen“, nach der die Befreiungstheologie ruft? Gehört es seit dem II. Vatikanischen Konzil nicht zum Selbstverständnis der Kirche, in den Armen das Bild dessen zu erkennen, „der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war“ (Lumen gentium 8)?

Was stimmt denn nicht an der These des Papstes, dass eine „von materiellen und politischen Lasten und Privilegien befreite Kirche [...] sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein“ kann? Es steht doch außer Frage, dass der Appell, sich der Welt nicht anzugleichen (vgl. Röm 12,2; Jak 4,4) an eine Selbstversuchung und -gefährdung der Kirche in ihrer gesamten Geschichte rührt. Bis heute ist in höchstem Maße Skepsis gegenüber einer Kirchlichkeit angebracht, die in nicht geringem Umfang auf Konformität mit der Gesellschaft angelegt ist und auf Opportunitätsdenken beruht. Zu oft war die Kirche an Haupt und Gliedern ängstlich vor den Unterdrückern und schweigend vor den Ausbeutern, weil sie die Sorge um ihren Besitz und ihre Macht am Widerstand hinderte. Sich davon zu befreien, müsste doch ein unstrittiges Anliegen und Ziel der allseits geforderten „Kirchenreform“ sein.

Woran liegt es also, dass ein Begriff, mit dem jeder in der Kirche etwas anfangen könnte, von nahezu allen gemieden wird? Ein Grund mag sein, dass der Papst eine höchst deutungsbedürftige Kategorie zur Interpretation des klärungsbedürftigen Verhältnisses von Kirche und Gesellschaft einführt. Wer sich in den Text vertieft, findet allenfalls Abgrenzungen von Missverständnissen: „Entweltlichung“ meint weder Weltflucht, noch Weltverneinung. Sie legitimiert kein Nachlassen im diakonischen Engagement und taugt nicht als Legitimation für den Versuch, die Welt schlecht zu machen, um mit der eigenen Weltfremdheit gut dazustehen. Es findet sich aber kein positives Beispiel für eine Kirche, die sich „gleichsam ihres weltlichen Reichtums entblößt und wieder ganz ihre weltliche Armut annimmt“. Was nicht explizit gefordert wird, lässt sich auch als implizit ausgeschlossen behaupten. Von allen Hierarchieebenen wurde daher umgehend dementiert, dass mit der Parole „Entweltlichung!“ die Kirche aufgerufen werde zur Selbstenteignung ihres Grund- und Kunstbesitzes, ihrer finanziellen Ressourcen, ihrer konkordatär abgesicherten Rechtsansprüche. Was aber stattdessen aufgegeben werden sollte, blieb vage und diffus.

Angesichts dieser Situation könnte man bei der These Zuflucht nehmen, dass sich die Bedeutung eines Begriffs aus seinem Gebrauch ergibt. Über einen klärungsbedürftigen Begriff kann man sich Klarheit verschaffen, wenn man seine Verwendung analysiert. Dann wäre zum Beispiel der Umgang mit dem bis dato kircheneigenen Medienunternehmen „Weltbild“ höchst aufschlussreich. Im November 2011 wurde der Verkauf dieses Unternehmens beschlossen, das zwar satte Gewinne abwarf, aber in seinem Sortiment Artikel führte, die man für kaum vereinbar mit Grundsätzen der katholischen Morallehre hielt. Angesichts der inkriminierten Verquickung von Erotik und Profit, von Esoterik

und Rendite vollzog man eine „EntWeltbildlichung“. Hier ist deutlich geworden: Die Kirche duldet keine „res mixta“, die einen Schatten auf die Glaubwürdigkeit ihrer Verkündiger werfen oder ihre moralische Integrität beschmutzen könnte.¹ Mag der bislang erzielte Profit gut und gerne zur Finanzierung pastoraler Projekte eingesetzt worden sein, so heiligt der fromme Zweck doch keine prekären Mittel. Lieber steht man am Ende mit leeren als mit verschmutzten Händen da. Vielleicht erfüllt sich nun bei den Beteiligten sogar die Prognose des Papstes: Eine entweltlichte Kirche „kann ihre Berufung zum Dienst der Anbetung Gottes und zum Dienst des Nächsten wieder unbefangener leben“. Deutlicher kann ein Zeichen der Abkehr von Maßstäben nicht sein, die im Profanen, aber nicht für die Kirche gelten: Renditeorientierung und Kommerzialisierung aller Lebensbereiche, Gewinnmaximierung um den Preis der Gewissenlosigkeit. Klarer kann man sich vom „Moneytheismus“ des Kapitalismus, von der Geldvergötterung der Finanzmärkte nicht absetzen.²

Aber taugt dieser Einzelfall als Regelfall? Gilt fortan die Maxime: Um in der Kirche mit sauberen Händen dazustehen, ist es hinnehmbar, dass man vor der Welt mit leeren Händen dasteht? Eine solche Ableitung ist gewiss ebenso kurzschlüssig wie ungeeignet für den Umgang mit anderen prekären Beziehungen zwischen Kirche und Welt. Es steht viel mehr auf dem Spiel als eine Unternehmensbeteiligung, die sich als Belastung für Ansehen und Zeugnis der Kirche erwiesen hat (oder dazu stilisiert wurde). Probleme dieser Art und die Weise ihrer Lösung verstellen den Blick auf Fragen von grundsätzlicher Bedeutung: Wie bestimmt die Kirche in Zukunft Nähe und Distanz zur Gesellschaft? Definiert sie ihre Identität künftig über die Markierung einer Differenz zur „Welt“? Ist von der Kirche wirklich eine „Inkulturation“ in die säkulare Welt oder nicht viel eher kri-

tische Ungleichzeitigkeit und selbstbewusste Ungleichförmigkeit verlangt? Ist die vom II. Vatikanischen Konzil eröffnete Perspektive eines dialogischen Verhältnisses von Kirche und Welt zu verabschieden, weil sie ihrerseits eine problematische Problemlösung darstellt? Ist das konziliare Konzept christlicher Zeitgenossenschaft obsolet, weil zu sehr „weltbejahend“?³

Das II. Vatikanische Konzil – Schlüssel für „Entweltlichung“

Die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* fordert in der Tat dazu auf, bei aller notwendigen Sozialkritik in der Welt nicht bloß alles Negative und alles Negative nicht bloß in der Welt wahrzunehmen. Vielmehr gilt es auch anzuerkennen, „was an Gutem in der heutigen gesellschaftlichen Dynamik vorhanden ist“, und mit Achtung zu blicken „auf alles Wahre, Gute und Gerechte, das sich die Menschheit in den verschiedenen Institutionen geschaffen hat und immer neu schafft“ (GS 42). Diese Anerkennung lebt im und vom Dialog mit allen Menschen guten Willens, mit den Angehörigen anderer Religionen und Konfessionen. Dabei gelten nach außen wie nach innen dieselben Regeln des Hörens aufeinander und des Lernens voneinander: „Anerkennung aller rechtmäßiger Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, [...] im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe“ (GS 92). Eine solche „Sympathie“ für die Welt ist auch geboten, wenn es für Kirche darum geht, Zeichen ihres Andersseins zu setzen. Dies kann nicht abgekoppelt werden von der Aufgabe, „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten, so dass sie in einer der jeweiligen Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort

geben kann“(GS 4). Hier wird eine doppelte Fokussierung der Verkündigung verlangt. Sie soll auf zeitgemäße Weise dem Evangelium gerecht werden und sie soll auf evangeliumsgemäße Weise sich den Themen der Zeit stellen. Man darf also die Botschaft des Evangeliums nicht trennen von der Zeit, in der sie jeweils zu vertreten ist. Und diese Zeit ist nicht von vornherein der Opponent oder Widerpart des Evangeliums.⁴

Gleichwohl mehren sich die kritischen Stimmen, die eine dialogische Weltzugewandtheit der Kirche für ein zum Scheitern verurteiltes Projekt halten: Wird eine Kirche, die sich auf die moderne Welt einlässt, nicht an ihren Krisen und Pathologien teilhaben und ihnen am Ende erliegen? Ist es überhaupt noch sinnvoll, sich auf eine Gesellschaft einzulassen, die sich geistes- und sozialgeschichtlich am Ende der Moderne verortet und vielfach selbst „am Ende“ ist? Nicht wenige Kirchenkritiker, die das Katholische verteidigen wollen, treten für „neue“ Grenzziehungen zwischen dem Religiösen und dem Säkularen ein. Die Aufgabe, auf zeitgemäße Weise der Botschaft Jesu gerecht zu werden, ist für sie sekundär. Dass die Kirche auf evangeliumsgemäße Weise den Erfordernissen der Zeit entsprechen muss, halten sie für zweitrangig. Als Begründung verweisen sie auf einen zentralen Passus in der Freiburger Rede des Papstes, für den die Welt nicht maßgeblich für die Bezeugung des Evangeliums sein kann: „Durch die Ansprüche und Sachzwänge der Welt aber wird dies Zeugnis immer wieder verdunkelt, werden die Beziehungen entfremdet und wird die Botschaft relativiert.“ Folgt daraus, dass die Suche nach zeitgemäßen Aktions- und Sozialformen, in denen das Evangelium gesellschaftlich antreffbar wird, kontraproduktiv ist? Besteht die Alternative darin, das Evangelium in „Reinkultur“ abseits der modernen Welt zu verkünden, anstatt es in diese Zeit zu „inkulturieren“? Sollte man, um

einer Selbstsäkularisierung der Kirche zu entgehen, darum auf eine Re-Sakralisierung der Kirche, ihres Handelns und ihres Erscheinungsbildes setzen?

Entsprechende Bestrebungen sind längst im Gange und weder an Zahl noch an Wirkung gering. Gemeinsam ist ihnen, dass sie eine Asymmetrie sowohl im Außenverhältnis als auch im Innenverhältnis der Kirche herausstellen. Gegenüber der säkularen Welt soll die Andersheit, Unangepasstheit, Ungleichförmigkeit der Kirche unterstrichen werden. Im Innenverhältnis soll sie anziehend für Menschen sein, die doppelt unangepasst sein wollen: gegenüber der säkularen Welt und gegenüber Kirchenmitgliedern, die sich dem Säkularen zu sehr geöffnet haben. Zur Rechtfertigung beruft man sich auf den Ratschlag prominenter Soziologen, die der Kirche empfehlen, in eine Welt, die sich als Ideal die „totale Symmetrisierung von allen auf die Fahne geschrieben hat, [...] eine ‚Idee des Asymmetrischen‘ [...] hineinzubringen.“⁵ Einher geht damit die Pflege von „Alleinstellungsmerkmalen“ und die Konzentration auf den „Markenkern“ der katholischen Kirche: rituelle Lebensbegleitung, spirituelle Sinnstiftung und sakramentale Heilsvermittlung – und natürlich der Zölibat der Priester als die „Welt“ am meisten provozierendes Zeichen ihrer Asymmetrie.

Ist diese Umsetzung der Unterscheidung von sakraler und säkularer Sphäre der rechte Weg, um nach außen unmissverständlich zu zeigen, wofür die Kirche steht? Wird auf diese Weise die Identität der Kirche gesichert? Klar ist, dass es hierbei zunächst um die Bestärkung einer Identität „nach innen“ geht. Sie soll gefestigt werden durch die Markierung einer Differenz nach außen. Eine „McKinsey-Theologie“ sieht darin zudem eine erfolgversprechende Strategie sich gegenüber Konkurrenten auf dem Markt der Weltanschauungen und Sinnanbieter mit einem klaren Profil abzuheben. Vielleicht versucht man auf diese Weise sogar

eine Tugend aus der Not zu machen, die mit dem Ende der „Volkskirche“ kommen wird. Dass dieses Ende naht und die Kirche zu einer sozialen Randgröße machen wird, ist statistisch voraussagbar. Worin Identität und Relevanz der dann verbleibenden „Restkirche“ bestehen, weckt erhebliche Besorgnis. Vorsorglich konzentriert man sich auf das „Eigentliche“ des Kircheseins, das nicht Gegenstand von Statistiken sein kann. Auf das missionarische und liturgische Zeugnis der Kirche kann sich die „Entweltlichung“ doch eigentlich nur positiv auswirken. Denn es wird deutlicher, klarer, entschiedener und vor allem kompromisslos ausfallen, wenn sie zur Welt auf Distanz geht!? Es ist aber keineswegs ausgemacht, dass ein solches Manöver am Ende die Kirche nicht viel eher kompromittieren wird. Problematischer als der Rückgang ihres äußeren Bestandes ist ihre drohende innere Verkümmern. Dass sie kleiner wird, muss man beklagen – dass sie dabei selbstbezogen wird, ist das größere Übel. Eine Kirche, welche zur Welt auf Abstand geht, steht in der Versuchung, sich in einen dogmatischen Rigorismus und liturgischen Ästhetizismus zu flüchten. Auf diesem Weg hofft man vielleicht, den gegenüber dem Säkularen verlorenen Glanz im Sakralen wiederzufinden. Politisch, sozial und kulturell ist ein solches Kirchentum aber belanglos. Es ähnelt einer Thermoskanne aus Edelstahl, „die nach innen wärmt und nach außen kalt bleibt“⁶. Ihre glatt polierte Außenseite lädt zwar dazu ein, sich darin zu spiegeln. Wer sich aber als „Außenstehender“ auf diese Weise ein Bild von sich und seiner Welt machen will, blickt in ein Zerrbild.

Wer die „Entweltlichung“ der Kirche als Norm für den Weg der Kirche in die Zukunft fordert, muss sich zudem sagen lassen, dass diese normative Vorgabe bereits eingelöst wurde – allerdings in einer Weise und in einem Ausmaß, die der Kirche nicht zugutekommen. Aus der Alltags- und

Lebenswelt vieler Menschen ist die Kirche längst verschwunden. Sie haben die Mitgliedschaft in einer Glaubensgemeinschaft gekündigt, die nur noch zögerlich und halbherzig bereit ist, sich widerständig auf die Welt einzulassen. Das Evangelium erzählt ja keinen geschichtslosen Mythos und entwirft auch nicht ein bloß weltjenseitiges Heilsideal. Es ist vielmehr Konsequenz eines Geschehens, in dem der Heilswille Gottes im Widerstreit von Leben und Tod, von Freiheit und Unterdrückung, von Macht und Ohnmacht erfahrbar geworden ist. Als Konsequenz dieses Geschehens jenseits frommer Innerlichkeit und diesseits weltflüchtiger Jenseitigkeit ist das Evangelium selbst wiederum folgenreich – auch in jenen Feldern, die scheinbar abseits des Religiösen liegen. Wenn die Kirche dies nicht mehr zeigen kann oder will, ist sie für viele Zeitgenossen „aus der Welt“.

Entweltlichung als Unterscheidung

Nicht die Anpassung, sondern die Resonanzfähigkeit der Kirche für eine sich dramatisch verändernde Welt ist angezeigt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. [...] Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“ (GS 1). Die Kirche ist das Zeichen der Nähe Gottes in der *Welt* für die Welt. Eine Kirche, die in der Welt nur auf sich selbst verweist, kann kein Zeichen für die Zuwendung Gottes zur Welt sein. Aber ebenso trifft zu: Ihr Dasein *für* die Welt entpflichtet nicht davon, *Kirche* zu sein. Eine Kirche, die *in* der Welt nicht mehr Kirche sein will, kann als solche auch nicht mehr *für* die Welt da sein.

Wenn aber nicht Anpassung *an* die Welt verlangt wird, dann braucht man auch nicht zu befürchten, dass die Welt-

zugewandtheit der Kirche ihre Identität entstellen könnte. Zwar hat sich die Maxime weithin durchgesetzt: Nur durch die Markierung von Differenzen lassen sich Originalität und Unverwechselbarkeit gegenüber der Welt sichern. Ebenso gängig ist die Anwendung dieser Maxime auf das Verhältnis von Katholiken und Protestanten, die sorgsam darauf achten, dass keine Ökumene entsteht, in der sie ihr jeweiliges Profil verlieren. Auch im interreligiösen Dialog gilt: Christen und Muslime haben ihre jeweilige Identität daran festzumachen, was sie jeweils voneinander unterscheidbar macht. Erst danach kommt zur Sprache, was sie miteinander verbindet. Aber ist es entscheidend christlich, das Verhältnis zu anderen über Unterschiede zu definieren?⁷ Ist das Unterscheiden überhaupt geeignet, treffsicher das für die Kirche Entscheidende zu erfassen? Kann sie mit dieser Strategie in dieser Welt ihre Identität sichern?

Zur Logik des Unterscheidens gehört das Dissoziieren, das Abtrennen und Sich-Absetzen. Das Verschiedene und Andere ist dabei dasjenige, was der/die Andere mit dem Eigenen nicht teilt und damit nicht gemein hat. Wer in und durch den Vorgang des Ausschließens seine Identität wahren will, rückt in gefährliche Nähe zur ideologischen Selbstbehauptung. Denn Ideologien bestehen zum großen Teil aus der Absicht, ihre Anhänger durch die Bestimmung von Unterschieden zu anderen besser dastehen zu lassen. Der Ideologiefalle können Christen am ehesten dadurch entgehen, dass sie das entscheidend Christliche als dasjenige identifizieren, das alle Menschen verbindet, eint und sie einander gleich macht. Eben dies ist der Heilswille Gottes, der jeden Menschen zum Adressaten einer unbedingten Zuwendung macht. Dazu gehört ebenso die Gottebenbildlichkeit aller Menschen und die Mitgeschöpflichkeit alles Lebendigen. Die Gottebenbildlichkeit jedes Menschen begründet Gleichheit, Wert und Würde jeder menschlichen

Person. Sie ist unüberbietbar und nicht relativierbar. Daran hat die Kirche Maß zu nehmen, wenn sie nach Maßstäben sucht für ihr Engagement *als Kirche in der Welt für die Welt*. Es ist diese Orientierung am alle Menschen Verbindenden, das die Kirche zum Einsatz für Menschenrechte und ein globales Gemeinwohl motiviert. Dies macht das entscheidend Christliche im sozialen und politischen Kontext aus. Und die Orientierung daran macht die Kirche unterscheidbar von sozialen und religiösen Bewegungen, die nur partikulare Eigeninteressen vertreten oder sich der Lobbyarbeit hingeben. Erst wenn sich die Kirche von diesen Handlungsmustern unterscheidet, ist sie „katholisch“.

Wer nur auf die Bestimmung von Unterschieden aus ist, macht das, was in der heutigen Gesellschaft alle tun, um sich zu profilieren. Und wer das macht, was alle anderen auch tun, hat schon aufgehört sich von allen anderen zu unterscheiden. Wenn sich alle auf dieselbe Weise unterscheiden, sind sie alle auf dieselbe Weise anders – und damit einander fast schon zum Verwechseln ähnlich. Wenn die Kirche dieser Logik folgt, praktiziert sie genau das, was der Papst kritisiert: Sie gleicht sich den Maßstäben der Welt an. Sie übernimmt die Orientierung an innerweltlichen Unterschieden und Unterscheidungen. Es ist aber entscheidend für Christen, dass sie sich auf andere Weise profilieren. Entscheidend für die Kirche in der Welt ist, an einem anderen Unterschied Maß zu nehmen und anders mit innerweltlichen Unterschieden umzugehen. Nur so setzt sie in dieser Zeit selbst ein Zeichen, das nicht von dieser Welt ist. Dieses Zeichen verweist darauf, dass es *einen* Unterschied gibt, aus dem eine Gemeinsamkeit erwächst. Die Kirche hat zu bezeugen, dass die Verschiedenheit von Schöpfer und Geschöpf die Gleichheit und Ebenbürtigkeit aller Geschöpfe begründet. Darum ist jeder Unterschied zwischen Menschen umgriffen von einer je größeren Gemeinsam-

keit. Sich in der Welt mit der Herausstellung dieses allen Menschen Gemeinsamen zu profilieren, ist die Aufgabe der Kirche. Mit diesem Zeugnis durchbricht sie die Logik der Welt, in der aus Unterschieden Diskriminierungen erwachsen. Asymmetrien gibt es genug in dieser Welt. Sie braucht keine zusätzliche kirchliche Variante.

Anmerkungen

- ¹ Gewiss wird man der Faustregel zustimmen müssen, die im Umfeld der Debatte um „Weltbild“ von hohen kirchlichen Würdenträgern ausgegeben wurde: „Die Kirche darf nicht werktags etwas praktizieren, gegen das sie sonntags predigt!“. Aber sie darf dann auch nicht sonntags etwas predigen, gegen das sie sonntags verstößt. Wer eine unbedingte Zuwendung Gottes zum Menschen verkündet, die keine Vor- und Nachbedingungen stellt und sogar die Einladung zum „Mahl der Sünder“ impliziert (vgl. Mt 9,9–13), hat mit dem Ausschluss von geschiedenen und wiederverheirateten Christen von der Eucharistie ebenfalls ein Glaubwürdigkeitsproblem.
- ² Vgl. hierzu Höhn, Hans-Joachim: Mythos Kapital. Zur kulturellen und religiösen Relevanz des Geldes. In: *Theologie und Glaube* 100 (2010) 31–43.
- ³ Zum Ganzen siehe ausführlicher Höhn, Hans-Joachim: *Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute*. Freiburg/Basel/Wien 2012.
- ⁴ Zu einer ersten Skizze der folgenden Überlegungen vgl. Höhn, Hans-Joachim: „Gleicht euch nicht an!“. In: *Herderkorrespondenz* 66 (2012) Heft 1.
- ⁵ Nassehi, Armin: Für einen Kulturkatholizismus, in: *zur debatte* 2/2011, 28.
- ⁶ Zahrnt, Heinz: *Mutmaßungen über Gott*, München/Zürich 1994, 172.
- ⁷ Vgl. hierzu auch Werbick, Jürgen: *Vom entscheidend und unterscheidend Christlichen*, Düsseldorf 1992.